Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich zweimal, Sonntags u. nach Feiertagen nur einmal. Bezugspreis: wöchentl. 2,35 M., monatl. 10 M. vorauszahlbar frei ins Haus.
Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Verantwortlicher Redakteur: Johannes Reitze, Hamburg
Expedition. Fehlandstraße 11, Erdgeschoß. Buchhandlung: Erdgeschoß. Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstraße 11, 1. Stock.

Einzelnummer morgens 20 ₰, abends sowie Sonn- und Festtags 30 ₰.

Hamburger Echo

Anzeigen die elfgespaltene Petitzeile 2,20 M., zuzüglich 50 Prozent Teuerungszuschlag. Arbeitsmarkt u. Familienanzeigen 2,40 M.
Anzeigen-Annahme Fehlandstraße 11 im Erdgeschoß (bis 7 Uhr abends für den folgenden Tag), in den Filialen (bis 5 Uhr) und in allen Annoncen-Bureaus.
Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit.

Nr. 315. Sonnabend, den 9. Juli 1921 – Abend-Ausgabe. 35. Jahrgang.

Ein Jahr Reichstag.

Der erste Reichstag der deutschen Republik hat das erste der vier Arbeitsjahre, die ihm bei normalem Ablauf der Dinge von der Verfassung gegönnt sind, vollendet und geht für zwei Monate in Ferien, die höchstens durch Ereignisse auf dem Gebiet der auswärtigen Politik unterbrochen werden könnten. Am 6. September will er dann wieder zusammentreten, um die Steuervorschläge des Kabinetts Wirth einer ersten Lesung zu unterziehen.

Dieser erste Reichstag der deutschen Republik hat sich wie in seinem Namen so auch in seinem Treiben und Gehaben äußerlich wenig von den Reichstagen des alten kaiserlichen Deutschland unterschieden. Man muß schon etwas genauer hinsehen, um zu bemerken, daß vieles anders geworden ist. Zwar war der Reichstag unter dem Kaisertum auch keine ganz ohnmächtige Körperschaft, und so weit er das war, war er es nur aus eigener Willensschwäche, der Reichstag der Republik ist aber die oberste Behörde des Reiches geworden, da von seinen Entscheidungen nicht nur das Schicksal der Gesetze, sondern auch Sein oder Nichtsein der Regierungen abhängt. Die Macht des Reichstages wird empfindlich beschränkt nur — durch die Macht der Entente.

Ein starkes Gefühl dafür, daß die gewählte Vertretung des deutschen Gesamtvolkes, der Reichstag, nun wirklich die oberste Behörde des Reiches sei, ist aber in den Massen des Volkes nicht vorhanden, und, was schlimmer ist, dem Reichstag selbst scheint das Bewußtsein seiner staatsrechtlichen Macht und Würde noch nicht recht aufgegangen zu sein. Sonst hätte er schon Mittel finden müssen, seine Arbeitsmethoden zu verbessern, überflüssige Zänkereien, sachlich nicht zu rechtfertigende Weitschweifungen zu vermeiden und sich stärker auf die positive Arbeit einzustellen.

Will man aber gerecht sein, so darf man die positive Arbeit des Reichstags auch nicht unterschätzen. Sie wird freilich zum größten Teil nicht im Plenum, sondern in den Kommissionen geleistet, von deren Tätigkeit die Presse nur ein unzureichendes Bild geben kann. Dazu kommt jene unvermeidliche Oberflächlichkeit, der das Sensationelle immer wichtiger erscheint als das Sachliche. Ueber einen Remmele-Skandal oder einen unverschämten Zwischenruf von Adolf Hoffmann wird in der Welt mehr Lärm gemacht als beispielsweise von einer Rede Keils im Steuerausschuß oder über ein juristisches Gutachten Radbruchs.

Indeß ist ein starker Wille zur Sachlichkeit im Streben des Reichstags nicht zu verkennen, und die öffentliche Meinung, besonders die Masse der sozialdemokratischen Parteigenossen im Lande sollte ihn nach Kräften unterstützen. Es ist notwendig, daß man in der Volksvertretung wie im Volke selbst sich erst ganz klar wird über den grundlegenden Wandel unserer politischen Verhältnisse. Dann wird man eine Partei nicht nach den großen Schlagwörtern beurteilen, die sie zum Reichstagsfenster hinausschleudern, auch nicht nach Anträgen, die sehr gefällig aussehen und von denen sie selber vielleicht weiß, daß sie abgelehnt werden müssen, weil man sie nicht durchführen kann, man wird sie beurteilen nach dem Maß der sachlichen Erfolge, die zu erreichen ihr gelungen ist.

Und auch darüber muß man sich klar sein, daß keine Partei, verfügte sie auch für sich allein über die Mehrheit, unter den gegenwärtigen unglücklichen Verhältnissen imstande ist, befriedigende Zustände von heute auf morgen zu schaffen. Die Demokratie fordert von ihren Anhängern und Vertretern viel nüchternen Wirklichkeitssinn, viel Einsicht und Geduld. Fehlen diese Bürgertugenden, dann kann noch manches entzweigeschlagen werden, aber es wird dadurch nicht besser, sondern nur schlechter.

Die Sozialdemokratische Fraktion darf ohne Ruhmredigkeit das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, Deutschland vor einer furchtbaren auswärtigen Katastrophe gerettet zu haben. Was sich bis zum Mai dieses Jahres im Reichstag zugetragen hatte, war gewissermaßen nur ein Vorspiel. Das Kabinett Fehrenbach war, obgleich es von allen bisherigen Kabinetten der Republik die längste Lebensdauer hatte, nur ein Uebergangsministerium, ein Symbol des Schwankens und der Unsicherheit, die durch den Ausfall der Juniwahlen des vorigen Jahres über die deutsche Politik gekommen war. Erst durch die Annahme des Ultimatums und die Bildung des Kabinetts Wirth ist die deutsche Politik wieder in eine feste Richtlinie gelenkt worden, und um die Taten, die das Kabinett Wirth zur Erfüllung der übernommenen Ultimatumpflichten vollbringen muß, drehen sich alle politischen Kämpfe. In ihnen wird der Reichstag seine Lebensfähigkeit erst zu beweisen haben. Er wird im Herbst die Probe ablegen müssen, ob er imstande und willens ist, der Regierung die Mittel an die Hand zu geben, die sie zur Durchführung ihrer Politik braucht. Versagt er hier — und er kann hier nur deshalb versagen, weil bei seiner gegenwärtigen Zusammensetzung der Widerstand der besitzenden Klassen gegen eine tiefgreifende Besitzbesteuerung zu stark ist — dann wird im Herbst seine Schicksalsstunde schlagen, und das Volk wird aufgerufen werden, sich eine neue Vertretung zu schaffen.

Bei diesem Stand der Dinge werden die zwei Monate Reichstagsferien durchaus keine Zeit der politischen Ruhe sein. Die Regierung und die ihr unterstellten Aemter werden in dieser Zeit eine große Arbeit zu bewältigen haben, um die Vorlagen für den Reichstag fertig zu stellen, und die Machtkämpfe der verschiedenen Klassen- und Interessenvertretungen werden diese Arbeit nicht unberührt lassen. Die Massen der demokratisch und sozialistisch denkenden Arbeiterschaft werden diese Zeit der Vorbereitung nicht unbenützt verstreichen lassen dürfen. Der Herbst muß unsere Partei zu schweren Kämpfen gerüstet finden.

Eine neue Reichskanzlerrede.

Der Reichskanzler Dr. Wirth hielt gestern in der großen Jahrhunderthalle in Breslau eine Rede, in der er unter anderem ausführte: „Wenn ich vom einheitlichen Willen Deutschlands spreche, für das Schicksal Oberschlesiens tätig zu sein, so müssen Sie sich darüber klar sein, daß das Deutschland von heute nicht in der Welt hinter sein Recht auch die Kraft zu setzen vermag wie einst in alten Tagen. Wie wollen wir unser hartes Schicksal mildern? Ich hatte heute morgen Gelegenheit, in einer ganzen Reihe von Vertretungen eine aufrichtige Aussprache zu pflegen; es gibt hier in Breslau wie anderwärts viele Köpfe, viele Sinne, und doch wölbt sich über dieser großen gewaltigen Menschenmenge ein Kuppelbau, der alles zusammenfaßt. Dieser mächtige Ruf des ganzen Jahrhunderts heißt: Zusammenschluß! Nur eine Waffe haben wir, das ist der Gedanke des Rechts und der Freiheit für unser deutsches Vaterland. (Lebhaftes Bravo.) Wir sind willens, unser Versprechen zu halten. Nun beginnen wir die Arbeit, entgegen denen, die meinen, mit Gewalt die Welt irgendwie beeinflussen zu können. Schauen sie zum Rhein; in einigen Städten, die neubesetzt sind, findet seit Wochen kein Unterricht mehr statt, weil alles gebraucht wird für die fremden Besatzungen. Soll das dem Wiederaufbau Europas dienen, daß die junge deutsche Welt nicht mehr in die Schule gehen kann? Sehen Sie dann, wie freie Männer in Handel und Wandel durch die Rheinzölle behindert werden. Diese Sanktionen am Rhein sind nach der Annahme des Ultimatums, nach Beweisen des besten Willens die größte europäische Torheit, die man sich denken kann! Der Wille in der Welt, über diese Dinge hinwegzukommen, und dieses Unrecht, diesen großen Unsinn hinwegzuräumen, ist gewachsen. Ich bin überzeugt, daß in wenigen Wochen, entgegen dem Widerstand törichter Chauvinisten, diese Wunde am Rhein sich schließen muß. Die schmerzlichste Wunde am deutschen Volkskörper ist Oberschlesien. (Sehr richtig.) Ueber dieses Land Ihrer Liebe und Sehnsucht, über dieses Kleinod des ganzen deutschen Vaterlandes lassen Sie mich sprechen. Oberschlesien ist unser und muß unser bleiben! Wir lassen Köpfe und Hände noch nicht sinken. Es ist nichts leichter in der Welt, als rasch den Ruin eines Landes herbeizuführen. (Sehr richtig.) Wenn die Diktatoren in Oberschlesien eines bewiesen haben mit der gesamten interalliierten Kommission, dann ist es das, daß sie nicht fähig sind, deutsches Land zu verwalten. Lebhaftes Bravo.)

Reichskanzler Wirth sprach dann von der Knechtung der Deutschen in Oberschlesien und der Unfähigkeit der Polen, deutsches Gebiet zu verwalten. Wärmsten Dank sprach er denen aus, die im Selbstschutz die oberschlesische Heimat verteidigt haben. „Aber,“ so schloß er, „nicht an den Gräbern wollen wir endlos trauern, sondern weiterarbeiten, um wieder aufzubauen. Das Schicksal Oberschlesiens ist das Schicksal Deutschlands. Das Ergebnis der Abstimmung, das überwältigend für Deutschland lautete, kann nicht aus der Welt geschafft werden, solange der Gedanke der Freiheit in Schlesien lebt, und er wird immer leben. Die interalliierte Kommission ist der Treuhänder Oberschlesiens, und die Geschichte wird einst fragen, ob sie diese Pflicht erfüllt hat. Wir rufen den Alliierten zu: Gerechtigkeit auch für ein besiegtes Volk. Oberschlesier, das deutsche Vaterland hofft auf Euch und bietet Euch die Hände!“

*

Aus Breslau meldet der „Lokalanzeiger“, daß in der Besprechung des Reichskanzlers mit den Parteiführern der deutschnationale Führer Goßler die Erklärung abgegeben habe, seine Partei werde den Selbstschutz keinesfalls dazu ausnutzen, irgendeinen Vorstoß gegen das neue System zu machen. Darauf habe der Reichskanzler erklärt, daß er dann dieser Sorge enthoben sei. Danach habe der Chefredakteur der Breslauer „Volkswacht“ ausgeführt, daß die Arbeiter dem Einheitsstandpunkt — der in bezug auf Oberschlesien so sehr erwünscht sei — nur dann zustimmen, wenn der Heimatsschutz aufgelöst werde. Der Reichskanzler habe die Sicherung gegeben, daß das geschehen werde.

Briand und Oberschlesien.

Nach einer Pariser Meldung des „Lokalanzeigers“ sagte Briand in einer Unterredung mit Vertretern der sogenannten Freunde Polens im Parlament, daß er in diesen Tagen einen Bericht der interalliierten Kommission über die Aufteilung Oberschlesiens erwarte. Er will gleich nach Empfang des Berichts in der Kammer eine Erklärung abgeben. Seiner Meinung nach werde das Industriegebiet Polen zufallen. Die Abgeordneten fragten ihn nach seiner Meinung über den Fall der Ermordung des Majors in Beuthen. Briand äußerte, er fürchte, daß es kaum möglich sein werde, den Mörder ausfindig zu machen.

Der Magistrat von Beuthen hat 15 000 M. auf die Ermittlung des Täters ausgesetzt.

Die russische Regierung richtete an die deutsche Regierung ein Ersuchen um Genehmigung zur Errichtung eines russischen Konsulats in Stettin. Wie das „Berliner Tageblatt“ erfährt, wurde deutscherseits erwidert, daß dem grundsätzlich nichts entgegenstehe, jedoch wünsche die deutsche Regierung auch ein deutsches Konsulat in Petersburg zu errichten. Die Besprechungen hierüber sind noch nicht abgeschlossen.

Für den Posten des Botschafters in Washington soll laut „B. T.“ ein Volkswirtschaftler von internationalem Ruf in Betracht kommen. Die endgültige Entscheidung dieser Frage dürfe nahe bevorstehen. Einen Namen gibt das „Tageblatt“ nicht an. Man vermutet, daß es sich um Prof. Bonn handelt.

Gegen seinen Willen?

Bei dem Gemeinderat von Doorn ging ein Protest des ehemaligen deutschen Kaisers gegen seine Veranlagung zur Gemeindesteuer ein, weil er sich gegen seinen Willen in Holland aufhalte und dort festgehalten werde. Er könne deshalb nicht wie ein freier Bürger zur Steuerzahlung herangezogen werden.

*

Diese neueste Leistung Wilhelms von Amerongen muß geradezu grotesk wirken. Daß sich ein Hohenzollern gegen das Steuernzahlen wendet, ist ja nichts besonders auffälliges. Diese Menschen haben in ihrem stets sehr einnehmenden Wesen es eben nie erfahren, daß das Gemeinwohl dem Glanze ihrer persönlichen Lebensweise vorgeht, und nach den Erfahrungen mit Eitel Schieberich nehmen sie es jetzt erst recht nicht so genau. Schön ist aber, daß Wilhelm plötzlich entdeckt hat, er sei gegen seinen Willen in Holland. Beinahe nimmt sich dieser schlechte Scherz aus wie die Behauptung eines, der sich darauf beruft, nichts dafür zu können, daß er geboren sei. Aber man hat sich daran gewöhnt, die Handlungen Wilhelms für Ausgeburten eines nicht gerade starksinnigen Hirns zu halten. Der Anlaß mag jedenfalls benutzt werden, um unsere Leser auf ein Werk über die „Hohenzollern“ hinzuweisen, das im Anzeigenteil dieser Nummer empfohlen wird und das ein erschöpfendes Bild zu geben verspricht vom Leben und Wirken des Hohenzollernhauses und seines größeren wahnsinnigen Oberhauptes.

Der verrückte Kronzeuge.

Infolge eines ungeheuerlichen Hetzfeldzuges der reaktionären Presse gegen den bekannten Gendarmerie-Major Müller-Brandenburg, der in Thüringen Dienst machte, wurde dessen Verabschiedung von dem thüringischen Staatsministerium durchgeführt. Das Hauptmaterial, das an Verlogenheit hinter nichts zurückstand, lieferte für die „Deutsche Zeitung“, die „Deutsche Tageszeit“ und das Blatt des Antisemiten Wulle, ein gewisser Leutnant Lampel, dessen phantastische Anschuldigungen von den genannten Blättern unter großen Schlagzeilen gebracht wurden. Als Lampel damals seine Anschuldigungen unter Eid erklären sollte, verschwand er plötzlich, wie es bei den deutschnationalen Ehrabschneidern immer der Fall ist, wenn sie mit ihrer Person für Behauptungen einstehen sollen. Obwohl aber der deutschnationale Ehrenabschneider verschwand, erschienen immer noch Artikel, die den Urheber nicht verleugneten. Im thüringischen Landtage wurde nun auf Grund dieser Artikel eine kleine Anfrage gestellt, die jetzt folgendermaßen von dem Ministerialdirektor Jahn beantwortet worden ist:

„Es sei der Thüringischen Staatsregierung nicht möglich, gegen Lampel vorzugehen, den auch sie für den Verfasser der Artikel halte, da Lampel unter dem Schutz des § 51 Strfgsb. stände. Er befinde sich in einer die freie Willensbestimmung ausschließenden geistigen Umnachtung.“ Als Beweis dafür verlas Ministerialdirektor Jahn ein längeres ärztliches Gutachten über Herrn Lampel. Ein bewegtes und zerklüftetes Leben tat sich auf. Vom Kaufmann zum Theologiestudenten, Filmstatisten, Lüttwitz-Fretschärler, Arbeiter in einer Holzleistenfabrik usf. Mehrere Fliegerunfälle während des Krieges zerstörten den Geisteszustand des Herrn, so daß er hochgradig anormal sei.

Daß die Reaktion sich solcher Zeugen bedient, ist ja nichts Neues. Das Schlimme ist nur, daß sie ihr Ziel erreicht hat: einer der letzten republikanischen Offiziere ist gemaßregelt.

Die „jüdische“ „Deutsche Zeitung“.

Der „Vorwärts“ erinnert an die Mitteilung des Abgeordneten Hermann Müller, daß die Deutschnationale Volkspartei gern jüdisches Geld genommen hätte, und nennt als ehemalige Geldgeber der deutschnationalen Antisemiten Herrn v. Weinberg und die Freifrau v. Rothschild. Diese hätten vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung große Wahlzuschüsse geleistet. Die Deutschnationalen hätten auch den Generaldirektor Friedländer noch bei den letzten Stadtverordnetenwahlen in Oppeln als ihren Kandidaten aufgestellt. Unser Bruderorgan zitiert ein Flugblatt des antisemitischen „Ausschusses für Volksaufklärung“, in dem dann auch erklärt wird:

„Die Parteien sind alle mehr oder weniger von den Juden abhängig. Hoffe keiner etwa auf die Deutschnationale Volkspartei. Sie arbeitet erwiesenermaßen seit ihrer Gründung mit jüdischem Gelde.“

Noch weit amüsanter aber ist der folgende Erguß, der sich im „Staßfurter Tageblatt“ vom 25. Mai befindet:

„Judenreine Zeitungen gibt es in Deutschland nur ganz wenige. Die Juden verstehen es nämlich, sobald eine Zeitung gegen ihre Rasse schreibt, dieser sofort den Mund zu stopfen mit Inseraten. Nimmt sie die Aufträge an, dann ist es sofort mit ihrer Selbständigkeit vorbei und Juda triumphiert.

Auch die „Deutsche Zeitung“ in Berlin, die ehemals judenrein war, beginnt jetzt zu verjuden, denn sie bringt die Inserate jüdischer Hotels. Als ein Leser aus Staßfurt ihr schrieb, daß sie doch die Aufnahme solcher koscheren Anzeigen ablehnen möge, weil sich die Leser daran stoßen, antwortete sie ganz kurz, es brauche ja niemand in das jüdische Hotel zu gehen. Also um des Profites willen bricht die „Deutsche Zeitung“ ihre Prinzipien und hilft Juda zur Herrschaft. Und das nennt sie „Kampf gegen die Juden“. Wir nennen es anders! Und jener Mann hat recht, der uns vor einigen Wochen sagte, daß die „Deutsche Zeitung“ langsam aber sicher hinabgleitet ins Judentum.“

*

Sogar die „Deutsche Zeitung“, der bisher so feste Hort aller Völkischen, hängt am Golde und nimmt den jüdischen Mammon an! Wo ist noch völkische Treue, wenn selbst dieser Fels zu wanken beginnt?

Der Berliner Streik vermieden.

Infolge des Zugeständnisses des Berliner Magistrats an die streikenden Gutsarbeiter, sowohl einer siebeneinhalbprozentigen Lohnerhöhung, wie eines weitgehenden Magistratsrechts, hat die Streikleitung der Gutsarbeiter mit großer Mehrheit beschlossen, den Gutsarbeitern die Annahme des Magistratsbeschlusses zu empfehlen und damit die Beendigung und die unverzügliche Wiederaufnahme der Arbeit herbeizuführen. In einer Reihe von Verhandlungen sollten gestern abend die Streikenden entscheiden. Es scheint sicher zu sein, daß sie dem Beschluß ihrer Streikleitung zustimmen werden. Das Ergebnis der Abstimmung ist vor heute mittag kaum zu erwarten.

Verdächtiger Fund.

Vor einem Hause in Neukölln hielt gestern nachmittag ein Lastwagen, von dem schwere Kisten und Säcke abgeladen und in einen Produktenkeller gebracht wurden. Da die Vorübergehenden vermuteten, daß es sich um gestohlene Ware handeln könne, benachrichtigten sie die grüne Polizei. Inzwischen war der Keller geschlossen worden, sodaß die Tür gewaltsam geöffnet werden mußte. Bei der Durchsuchung der Räume fanden die Polizeibeamten 30 Kisten mit je 25 Stück Stielhandgranaten, 22 Maschinenpistolen, 1 Mauserpistole, 1 Signaltrompete, 1 Gasmaske, 1 Sack mit Pulver, 97 Blechkisten mit Maschinengewehrmunition, 4000 S-Patronen, 4 Sack und 2 Kisten Pistolenmunition aller Kaliber, 55 Trommelmagazine für Maschinengewehrpistolen und 1 Kiste Schlagstifte für Artilleriegeschosse. Es war nur die Frau anwesend. Sie wurde vorläufig festgenommen. Ueber die Herkunft der Waffen und Munitionsmenge fehlt noch jede Spur. In einigen Kisten lagen Zettel mit der Aufschrift: Nachgeprüft, Müller.

Die Berliner Stadtverordnetenkrise.

Es wird jetzt bestätigt, daß das Oberverwaltungsgericht die Groß-Berliner Stadtverordnetenwahl für ungültig erklärt hat, weil die Wahlordnung, die der Minister des Innern erlassen hatte, den gesetzlichen Vorschriften nicht entspreche. Besonders seien Anweisungen über die Bildung und Besetzung der Wahlvorstände nicht der Städteordnung entsprechend ergangen. Das Urteil wird voraussichtlich in der nächsten Woche den beiden Parteien zugestellt werden. Gleichzeitig mit der Ungültigkeitserklärung der Mandate der Stadtverordneten und der Bezirksverordneten werden auch sämtliche Wahlen der unbesoldeten Stadträte sowohl des Magistrats wie der Bezirksämter aufgehoben. Die besoldeten Magistratsmitglieder sind auf 12 Jahre gewählt und bleiben im Amte.

Die Leipziger Prozesse.

Der am Freitag begonnene achte Kriegsverbrecherprozeß richtete sich gegen den General von Schack und den früheren Kommandanten des Gefangenenlagers Nieder-Zweren bei Kassel, General Kruska. Beide Angeklagten werden beschuldigt, zur Verbreitung des Typhus in den genannten Gefangenenlager beigetragen und so den Tod von 3000 Gefangenen verursacht zu haben. Sie sollen sich gegen alle hygienischen Maßregeln gesträubt und geduldet haben, daß die durch die Typhusbazillen angesteckten Russen mit den gefangenen Engländern und Franzosen zusammengebracht wurden. In der französischen Klageschrift heißt es unter anderm auch, daß in Schüsseln, aus denen eben Fieberkranke gegessen hatten, das Brot für die Gesunden zurechtgeschnitten wurde. Wenn die Gefangenen anfingen, das Fieber zu überwinden, seien sie halb bekleidet oder auch vollständig nackt aus den Lazaretten herausgebracht worden, ohne daß für ihre Desinfektion gesorgt worden wäre, so daß sie in die Baracken Läuse als die Hauptträger der Krankheit mitgebracht hätten. Die französischen Zeugen wollen nach den Aufzeichnungen der Listen Gefangene gesehen haben, die vom Wahnsinn ergriffen gewesen sind, der vom Fieber herrührte.

Vor Eintritt in die Beweisaufnahme teilt der Vorsitzende mit, daß wegen dieser Vorwürfe vom Oberreichsanwalt keine Anklage gegen die beiden Beschuldigten erhoben worden sei, da die Voruntersuchung nichts derartig Belastendes ergeben hat. Hierauf äußert sich General a. D. v. Schack über die Zustände im Lager, das er von Ende 1914 bis Januar 1915 verwaltet hat. Er gibt, an, daß die Seuche auf das Lager durch die Ueberführung von 11 000 Russen aus dem Lager von Langensalza übertragen worden sei. Weiter äußert der Beschuldigte, daß in diesem Lager später eine sehr heftige Flecktyphusepidemie ausbrach. Die Barackenstadt in Nieder-Zweren sei aus dem Nichts für zirka 18 000 Gefangene geschaffen worden. Von einem Sumpf- und Morastgelände, wie der Lagerplatz bezeichnet wurde, könne nicht die Rede sein, da dieser Platz im Frieden als Uebungsstelle für schwere Artillerie benutzt worden wäre. General von Schack gab fortfahrend an, daß unter seiner Leitung im Lager nur 6 Todesfälle vorgekommen seien. Für die Wasserversorgung will er in ausreichendem Maße gesorgt haben, auch sollen genügend Latrinen vorhanden gewesen sein. An Aerzten habe es nie gefehlt.

*

Nach Abreise der französischen Delegation aus Leipzig

meldet die „Vossische“ ergänzend: Die Mitglieder der Delegation waren noch mit Spannung den Ausführungen des ärztlichen Sachverständigen gefolgt und machten sich eifrig Notizen. Während nach dem Gutachten der Präsident noch einige Fragen an den Geheimrat Dr. Gärtner richtete, erhoben sich die Mitglieder der französischen Delegation und verließen etwa 3¾ Uhr nachmittags ziemlich schnell den Saal, ohne sich vom Senat zu verabschieden. Einer der Franzosen kehrte unmittelbar darauf in den Sitzungssaal zurück und forderte die beiden bereits vernommenen französischen Zeugen auf, mitzukommen. Unter Führung des Generalleutnants Watter verließen dann sämtliche 9 französischen Zeugen und die Delegation mittags das Reichsgericht. Die Verhandlung nahm ihren Fortgang, als sei nichts geschehen. Die Delegation hatte vor dem Verlassen des Reichsgerichts auf einem Zettel an den Präsidenten diese Absicht mitgeteilt. Am Schluß der Verhandlung machte der Präsident von dem Inhalt des Zettels Mitteilung. Der Oberreichsanwalt erwartet, daß man dann eben ohne die französischen Zeugen weiter verhandle. Darauf wurde die Verhandlung auf heute Vormittag 9 Uhr vertagt. Die Franzosen sollen inzwischen Leipzig schon verlassen haben.

Die Leute aus dem Dreisatale.

Ein Roman in drei Teilen.
Von Gustav Schröer.

[11]

„Dann bin ich hierher sechs oder sieben Stunden gelaufen und immer durch den Wald.“

Da schlug Bruno auf den Tisch. „Hat man sowas schon gehört. Donner noch nein, sieben Stunden, wo man es in zweien schaffen kann.“

„Aber Du hörst es doch, daß er durch den Wald gelaufen ist,“ fuhr Susanne auf ihn ein.

Bruno lachte ihr in das Gesicht. „Warum macht er denn das, wenn er auf dem Wege in zwei Stunden da sein kann?“

Florian empfand, daß er eine Aufklärung geben müsse. „Bauer,“ sprach er, sich an Zorge wendend, „Du nimmst keinen schlechten Menschen, aber einen unglücklichen auf. — Ich bin ein Zimmermann und habe eine schwere Not hinter mir. Von der will ich Dir morgen erzählen.“

Susanne hing mit den Augen an ihm. „Eine schwere Not? Am Ende ist Dir eins gestorben.“

„Ach, mehr.“

„Noch mehr?“

„Das Mädel ist ihm untreu geworden,“ sagte Bruno, sich mit lachendem Gesicht an Susanne wendend.

„Nein, das ist es nicht. Damit wäre ich am Ende fertig geworden,“ erklärte Florian.

Zorge aber setzte den Trögesohn zurecht. „Bruno, Du mußt doch immer einhergehen, als hättest Du deine Miststiefeln an, so grob und ungeschlacht. Du siehst, daß er in Not ist. Davor muß man stille sein. — Komm, Fremder, ich führe Dich in Deine Kammer — Warum willst Du mitgehn, Susanne?“

„Ich gehe mit, Vater.“

Florian sagte denen, die in der Stube blieben, gute Nacht, Susanne ging ihm zur Seite, weil sie fürchtete, er werde taumeln und bedürfe der Hilfe. Zorge ging hinter den zweien drein. Droben deckte Susanne das Bett auf, schleppte noch eine große, wollene Decke herzu, legte sie in das Bett und sagte: „So, nun wirst Du schon warm werden. Nun schlafe gut. Du kannst ganz ohne Sorge sein. Auf dem Zorgehofe geschieht Dir nichts. Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“ Florian ergriff Zorges Hand. „Bauer, hab' Dank. — Zehn oder zwölf Tage bin ich unterwegs, habe Schweres hinter mir, aber der heutige Abend war mir schrecklicher als alles. Sieben Stunden bin ich durch den Wald gelaufen. Ich kann Dir nicht sagen, was so schrecklich war, . . . aber . . .,“ Zorge nickte. „Die Einsamkeit, und die Finsternis, und die Kälte, und alles zusammen scheint auf den Tod zuzugehen, vor dem der Mensch nichts ist.“

Da starrte ihn Florian an. „Du sagst es, als hättest Du es selber durchgemacht. Ja, das war's.“

„Nun laß das Grübeln. Schlaf. Morgen, wenn es Tag ist, sieht alles wieder anders aus. — Wie heißt Du eigentlich?“

„Florian Günther und ich . . .“

„Morgen, morgen, schlaf. Gute Nacht.“

Florian Günther kroch auf dem Lager zusammen, konnte lange nicht warm werden, das Grauen wirkte in ihm nach, aber als er einschlief, da nahm er ein freundliches Bild mit in den Schlaf, das des blonden, hilfefrohen Mädchens. —

Susanne war vor dem Vater wieder hinab in die Stube gegangen.

Bruno Tröge war täppisch. „Hast Du ihn in das Bett gebracht?“ fragte er. „Alles, war wahr ist, aber dazu gehört eine rechtschaffene Dummheit, vom Wege abzugehen und nachher sieben Stunden durch den Wald zu laufen. Warum ist er bloß nicht umgekehrt?“

„Weißt Du denn, ob er das nicht gewollt hat?“ sagte Erwin darauf. „Was bist Du überhaupt für ein Mensch, Bruno. Du hast doch gesehen, daß ihm die Angst noch in allen Gliedern saß.“

„Angst? Warum denn Angst? Ich hätte sicher keine Angst gehabt.“

„Hinter dem warmen Ofen läßt sich's gut reden,“ eiferte Susanne.

„Ach Du, wie Du bloß um den Fremden getan hast. — Wenn ich einmal nach Dir lange, dann wirst Du patzig. Dem Fremden hast Du die Hand gestreichelt. Ich hab's gesehen, daß Du auch nasse Augen hattest.“

Darauf wurde Susanne ganz lebhaft. Was das den Bruno anginge, und er habe kein Herz im Leibe. Seine Pfeife sei ihm wichtiger gewesen als der halb erfrorene Mann. Da sei Erwin ein anderer.

„Wart Ihr denn noch nicht genug um den Menschen?“ wehrte sich der Angegriffene. „Was sollte ich da noch dabei? — Ich habe kein Herz? Fühl doch daher, wie's klopft. Wenn Du einmal mit mir so schön tust wie mit dem Fremden, dann sollst Du sehen, was für ein Herz ich habe. — Was der Mensch für Haare hat! Wie ein Mädel. Und vor dem Fenster blökte er wie ein Kalb. Richtig wie ein Saugkalb. Das ist mir ein Kerl! Sowas kann ich gut leiden!“

„Ist ganz gleich, ob Du ihn leiden kannst oder nicht,“ zürnte Susanne. „Er ist bei uns, nicht bei Euch untergekrochen.“

„Mädel, Du hast den Teufel im Leibe! — Morgen geht er wieder. Komm, setz Dich daher.“

„Fällt mir nicht ein.“

Indem trat Zorge wieder ein.

„Schläft er?“ fragte Susanne.

„So rasch nicht, Mädel. — Was Du für heiße Wangen hast.“

„Ja, sie ist auch auf mich losgefahren, weil ich nicht auch noch mit zugriff,“ warf Bruno ein.

Darauf Zorge: „Jeder muß tun, was ihm das Herz sagt.“

Da schob Bruno Tröge die Unterlippe vor.

Susanne, die sich neben den Vater gesetzt hatte, redete aus warmem Herzen von des Fremden Not. Der Schnee draußen, der Wald ohne Weg und Steg, an sich nicht zwei Stunden weit, und der Fremde sei sieben Stunden darin umhergeirrt. Was müsse das schrecklich gewesen sein, und gewiß habe er immer an seine Not gedacht.

Erdmute fragte den Vater, ob er wisse, wie er wohl heiße. „Florian Günther,“ sagte der darauf.

Da schüttelte sie den Kopf. „So einen Namen gibt's hier weit und breit nicht. Florian. Hm, Flo—ri—an.“

Das war auf lange Zeit das einzige, was die wortkarge Erdmute zu sagen wußte. Erwin Tröge redete nun in seiner langsamen Weise in Vermutungen. Er sei ein hübscher Mensch, der Fremde, aber er sei geradezu verstört gewesen. Am Ende sei ihm wirklich eins gestorben.

„Darum rennt doch keiner in die Welt,“ warf Bruno ein. Erwin drauf: „Nein, das stimmt, aber vielleicht kam sonst noch allerlei dazu.“

„Wir werden es morgen erfahren,“ fiel Zorge ein. „Es ist auch für uns gleichgültig, weshalb er in die Welt ging. Etwas Schlechtes ist's kaum.“

„Vater,“ erregte sich Susanne wieder, „ein Schlechter ist der nicht, ganz bestimmt nicht. Hast Du seine Augen nicht gesehen? Er hat große, blaue Augen, aber er muß viel geweint haben. So saß er vor dem Ofen,“ sie machte einen krummen Rücken, „so gekrümmt, und es schüttelte ihn, und das war nicht bloß die Kälte.“

„Nein, Mädchen, es saß ihm noch die Angst in den Gliedern.“

Bruno Tröge aber lehnte sich wieder auf. „Das ist's ja eben. Ein Kerl wie der, und hat Angst. Donner noch nein, was war das weiter, wenn er wirklich bis zum Morgen gelaufen wäre. Irgendwo mußte er doch herauskommen.“

„Weißt Du denn, was hinter ihm liegt,“ wandte sich Zorge an ihn. „Und dann, bist Du schon einmal in einer Nacht einsam gewesen? — Siehst Du, wie kannst Du dann darüber reden. Ich kannte einen, der ein kluger und starker Mann war, gar nicht weichlich und furchtsam. Der hatte sich im Gebirge verirrt. Er wußte, daß ihm keiner auflauerte, es war dazu im Herbste und nicht so kalt, daß er fürchten mußte, zu erfrieren, aber als er mir von der Nacht erzählte, da schüttelte es ihn noch immer, und sie lag gut ein Jahr zurück. Er war an einem See vorübergekommen, um den steile Felsgestelle waren, fürchtete, daß er wieder dahin käme und hinabstürze, sah die Nebel durch den Wald kriechen, lag zuletzt auf steilem Felsrande, auf dem er sich nicht vor- und nicht rückwärts trauen durfte. Da hat er einen Stein in die Hand genommen und hat mit dem geredet, hatte alle seine Gedanken beieinander und wußte doch, daß er nahe am Irrewerden war. So auf schmalem Rücken, den Abgrund vor sich und hinter sich.“

„Das ist doch was anderes,“ versuchte sich Bruno zu rechtfertigen.

„Ja, aber was dort die Steinwüste war, das waren hier der Schnee und die Dunkelheit und die Kälte. — Und nun ist's genug. Wir müssen schlafen gehn.“

Die Trögesöhne verabschiedeten sich. Susanne reichte Erwin warm und herzlich die Hand. Vor Bruno versteckte sie sie auf dem Rücken. Erdmutes Gute Nacht klang gleichmütig wie immer, und sie war doch heute Erwins Braut geworden. Der hatte mit Zorge geredet und dessen Ja zu seinem Vorhaben empfangen.

Fortsetzung folgt.